

Florian Neuner

Baustelle Hirn

Friederike Mayröcker hat wieder ein »Rudel von Texten« freigelassen

Wer schon länger keines der nach wie vor mit schöner Regelmäßigkeit erscheinenden Bücher von Friederike Mayröcker mehr aufgeschlagen hat, der wird auch in ihrem neuen Band *da ich morgens und moosgrün. Ans Fenster trete* wieder die ihren Lesern seit Dezennien vertraute Welt aus Anspielungen auf die Kunstgeschichte von Giotto über Max Ernst bis Arnulf Rainer, auf ihr wichtige Autoren wie Jacques Derrida oder Gerhard Rühm und auf befreundete Germanisten vorfinden, die bekannten Erinnerungsfragmente aus der Kindheit in »D.« oder an spätere Aufenthalte in Bad Ischl, halb und gänzlich Privatsprachliches, die bewährte, immer auf Hochtouren laufende Assoziationsmaschine. Und doch ist seit einigen Jahren etwas anders. Nicht, daß die Kunstwelt der mittlerweile 95-jährigen Autorin durchlässiger geworden wäre für Einflüsse der »Außenwelt«, für die Zeitläufte in den Jahren 2017 – 19, in denen die (datierten) Texte entstanden sind, oder daß sich ihr persönlicher Kanon um überraschende neue Lektüren erweitert hätte oder neue Künstler ihr Aufmerksamkeit gefunden hätten. Auch ist es reine Koketterie, wenn das Ich, hinter dem die Dichterin FM sich nicht gerade versteckt, von den ihr entschwindenden Worten schreibt. Denn ihre Textmanufaktur arbeitet noch immer zuverlässig. Aber doch kann seit der aus den Bänden *études, cahiers* und *fleurs* Trilogie (2013 – 16) von einem Spätstil gesprochen werden, der das Mayröcker-Universum noch einmal in einem anderen Licht erscheinen läßt.

Nach einer experimentellen frühen Phase, in der auch der Einfluß des Surrealismus prägend war, nach Büchern wie *Minimonsters Traumlexikon* begann spätestens mit *Die Abschiede* eine gut drei Jahrzehnte umfassende Periode, in der Mayröcker eine autobiographisch grundierte Prosa schrieb, die immer auch Fühlung aufnahm mit dem persönlich-idiosynkratischen Kanon der ihr Leben begleitenden Kunst und Literatur und mit der sie jetzt eine größere Leserschaft erreichte. Parallel dazu publizierte Mayröcker Gedichtbände, die – was Themen, Bilder, intertextuelle Bezüge betrifft – durchaus in

dieses autobiographische Kontinuum sich einfügten und, nunja: irgendwann auch nur mehr in sehr begrenztem Umfang Überraschungen bargen. Symptomatisch ist in diesem Zusammenhang vielleicht der Band *Scardanelli* (2009), in dem der im Titel ausgestellte Hölderlin-Bezug doch weitgehend zurücktritt hinter diese Mayröcker-Welt, wenn die wie immer wie geschmiert laufende Assoziationsmaschine die Autorin alsbald auf bewährte Bahnen leitet. Man mußte schon ein eingefleischter Fan sein, um auf der Einzigartigkeit jeder einzelnen Publikation zu beharren. Wenn man ein paar Bücher verpaßt hatte, konnte man jederzeit wieder einsteigen, ohne Irritationen befürchten zu müssen.

Jetzt ist aber doch einiges anders. In Mayröckers Spätstil verschwimmen die Grenzen zwischen Lyrik und Prosa – ja, sie sind aufgehoben. Die noch immer mit der Schreibmaschine arbeitende Autorin produziert Blätter, die datiert und manchmal auch als Faksimile publiziert werden. Das als »Prosawerk« firmierende neue Buch besteht aus einer Abfolge solcher Blätter in der chronologischen Reihenfolge ihrer Entstehung. Die einzelnen Abschnitte – mal mit, mal ohne Titel – sind in der Regel aus mehreren Absätzen zusammengesetzt, die selten länger sind als eine halbe Seite. Aber auch jeder einzelne dieser Absätze entpuppt sich bei näherer Betrachtung als wilde Collage aus Erinnerungsfragmenten, (erinnerten) Zitaten und notizartig-knappen Verweisen. Diese »Prosa« kennt kaum noch vollständige Sätze. Es wimmelt vor eliptischen Formulierungen, Sätze brechen ab, werden nicht weitergeführt, z. B.: »als er mir die 5. Mahler, begann ich zu weinen«. Waren die einzelnen Fragmente aus den immer schon disparaten Quellen in den Prosaströmen der »mittleren« Mayröcker elegant verfugt und zusammengerührt, werden die Brüche und Schnitte hier nicht mehr kaschiert. Sie werden regelrecht ausgestellt und damit die Gemachtheit dieser Texte als Collagen. Eher kurios mutet vor diesem Hintergrund der folgende poetologische Selbstkommentar: »daz ich seit langem bestrebt bin in meinem Werk Avantgardismus und Klassizismus zu verquicken!« Was immer das bedeuten soll: Der Avantgardismus tritt in *da ich morgens und moosgrün. Ans Fenster trete* jedenfalls wieder stärker in den Vordergrund.

Ansonsten stellt durchaus das Gefühl einer großen Vertrautheit sich ein. Die Autorin unterscheidet nicht zwischen Personen der Zeitgeschichte und vielen rein privaten

Bekanntschaften, die andauernd als Adressaten angesprochen werden («lieber Siegfried«, «liebe Sarah« ...). Künstler wie Antoni Tapiès oder Stefan Fabi tauchen auf, Bilder und Texte werden herbeizitiert, und wir finden auch die bekannten Eigenheiten wie das berühmte »sz«, Abkürzungen wie »kl.« oder »jg.« und den »Deppen-Apostroph («Groszmutter's Kropf«). Trotz der Zerstücktheit der Texte stellt sich durch die Wiederholungsstrukturen und immer wieder auftauchende Motive der Eindruck ein, sich in einem Kontinuum zu bewegen. Wieder einmal läßt sich sagen: »es geht um NICHTS und es geht um ALLES, vielleicht polyphon«.